

Ein schmaler Band und ein gewichtiges Thema, das erst entdeckt werden muss:
Die irische Schriftstellerin Claire Keegan erzählt in „Reichlich spät“ alltägliche Formen der Misogynie.

Die Wurzeln des Übels

Von Brigitte Schwens-Harrant

Viel passiert nicht, an jenem Freitag, dem 29. Juli, an dem der Buchhalter Cathal im Dubliner Büro sitzt und aus dem Fenster schaut. Das Wetter ist so wie vorhergesagt, nämlich prächtig, die Sonne scheint. Doch die Zeit mag an diesem Tag nicht so recht vergehen, und Cathal ist mit seinen Gedanken offenbar woanders, denn die Budgetverteilungsdatei schließt er, noch bevor er sie gespeichert hat. Die Kollegin hört auf ins Handy zu lachen, als sie ihn beim Kaffeeautomaten trifft, der Chef bietet ihm freundlich an, er könne heute gerne früher gehen. Doch Cathal schreibt erst noch *copy and paste* ein paar abschlägige Antworten auf Bewerbungen. Dann steigt er in den Bus und fährt in sein Haus aufs Land. Dort wartet Post auf ihn, ein welker Blumenstraß vor der Tür, kein frisches Essen im Kühlschrank – und eine Katze, die er (versehentlich?) im Badezimmer eingesperrt hat.

Viel passiert nicht, in Claire Keegans Erzählung „Reichlich spät“, jedenfalls nicht in der Gegenwart. Das meiste spielt sich in Cathals Erinnerungen ab. Im Bus und allein im Haus denkt er daran, wie er Sabine kennengelernt hat, wie sie bei ihm eingezogen ist, wie sie beschlossen haben zu heiraten – und wie daraus dann doch nichts geworden ist. Es ist ein trauriger Tag für Cathal, denn es wäre der Tag der Hochzeit gewesen. Eine simple Liebesgeschichte also, mit keinem Happy End? Nein, Keegan führt in dieser kurzen, in der deutschen Übersetzung gerade nur 55 Seiten langen Prosa in andere Schichten des Geschehens und des menschlichen Miteinanders.

Von harmlos bis unerträglich

Der Blick, der hier eingenommen wird, ist jener des Mannes. Was Sabine denkt und fühlt, bleibt daher unerzählt, außer sie spricht es aus. Cathal, ein Durchschnittstyp, fällt nicht weiter auf; er erscheint auf den ersten Seiten langweilig und mit ihm auch die Geschichte, und man fragt sich leidend: Worauf will Claire Keegan eigentlich hinaus?

Die irische Schriftstellerin, bekannt als Meisterin des reduzierten Erzählens, weiß, wann sie wie Informationen verteilt. Die Sichtweise dieses Mannes soll erst nach und nach als unerträgliche und gar nicht harmlose entlarvt werden. Und zwar ohne



Die vielfach ausgezeichnete Autorin Claire Keegan, geboren 1968, wuchs in der irischen Grafschaft Wicklow auf.

„Claire Keegan: „Kleine Dinge wie diese“ - eine irische Weihnachtsgeschichte“ von Brigitte Schwens-Harrant, 23.11.2022, furche.at.



Foto: Getty Images / David Levenson

dass je eine Erzählinstanz eingreifen müsste, erklärend, urteilend oder denunzierend. Nein, die Aufgabe des Erkennens müssen die Lesenden selbst übernehmen.

Je mehr erzählt wird, desto fragwürdiger wird Cathals Sichtweise auf die Dinge und vor allem auf die Frau, die er zu lieben meint. Es sind Alltäglichkeiten und Kleinigkeiten – etwa das Erstaunen darüber, wie viel Geld sie leichthändig ausgibt beim Einkaufen –, die Schritt für Schritt ein sehr kleingeistiges Gemüt offenbaren.

Dieses ist aber nicht auf den Umgang mit Finanzen beschränkt, sondern erstreckt sich auch auf den Bereich der Emotionen. Und es ist mehr als Kleingeist. Sichtbar werden vielmehr in Cathals Denken und Sprechen Formen der Abwertung, und zwar solche, die womöglich dort wie da noch so alltäglich sind, dass sie kaum auffallen. Sie zeigen sich in der Art, wie Cathal Sabine fragt und argumentiert, ob sie heiraten sollen, sie steigern sich in der Weise, wie er kommentiert, was sie alles mitbringt, als sie bei ihm einzieht: „dieses ganze Zeug“.

Viel passiert nicht, in dieser schmalen Erzählung, und doch etwas, was sich auch gesellschaftlich ungeheuer auswirkt. Nach und nach wird Cathals Haltung erkennbar, sie ist das Thema dieser Erzählung, die im

Französischen denn auch mit diesem Titel erschien: *Misogynie*.

Frauenfeindlichkeit und Frauenhass beginnen bei den hier erzählten „Harmlosigkeiten“, sie grundieren das Miteinander im privaten Kreis der Familie ebenso wie in der Gesellschaft. Sie setzen klare Machtstrukturen voraus, wissen, wer was zu sagen, wer sich wie zu benehmen hat – und sie fallen dann nicht auf und werden als harmlos beurteilt, wenn sie gesellschaftlich (noch) üblich sind.

Claire Keegan hat in der Erzählung „Kleine Dinge wie diese“, die sie den „Frauen und Kindern gewidmet [hat], die in irischen Mutter-Kind-Heimen und in Magdalenen-Wäschereien gelebt und gelitten haben“, die ungeheuerlichen und grausamen Auswirkungen menschenverachtender Einstellungen erzählt. Hier beleuchtet sie anhand

„Frauenfeindlichkeit und Frauenhass beginnen bei den hier erzählten ‚Harmlosigkeiten‘, sie grundieren das Miteinander im privaten Kreis der Familie ebenso wie in der Gesellschaft.“

eines völlig durchschnittlichen Menschenlebens die Wurzeln des Übels. Einstellungen, Haltungen und Verhaltensmuster wie diese werden erzogen und weitergegeben, von einer Tradition zur nächsten, und dem den Champagner nun alleine trinkenden Cathal kommt denn auch eine Erinnerung in den Sinn, als er und sein Bruder zuhause mit dem Vater bei Tisch saßen.

Ein schlechter Scherz

„Seine Mutter stand am Gasherd und machte Buttermilchpfannkuchen, die sie in der Pfanne wendete. Sein Vater saß am Kopfende des Tisches, er selbst und sein Bruder an den Seiten. Beide, damals in den Zwanzigern und Studenten, waren übers Wochenende mit ihrer Schmutzwäsche nach Hause gekommen. Seine Mutter hatte sie bedient, ihnen die Teller an den Tisch gebracht, und sie hatten zu essen begonnen. Als sie sich mit ihrem eigenen Teller hinsetzen wollte, hatte sein Bruder plötzlich den Stuhl unter ihr weggezogen – und sie war rücklings auf den Boden gefallen. Zu diesem Zeitpunkt musste sie an die sechzig gewesen sein, da sie spät geheiratet hatte, aber sein Vater hatte nur gelacht – alle drei hatten sie herzlich gelacht und auch dann noch gelacht, als sie die Pfannkuchen und die Scherben vom Boden las.“

Man könnte aus einer solchen Erinnerung lernen. Und Cathal? „Falls ein Teil von ihm sich fragen wollte, wie er sich wohl entwickelt hätte, wäre sein Vater ein anderer Typ Mann gewesen und hätte nicht gelacht, so unterdrückte Cathal den Gedanken. Er sagte sich, dass der Vorfall nichts zu bedeuten habe, dass es nur ein schlechter Scherz gewesen sei.“



Reichlich spät
Erzählung
von Claire Keegan
Aus dem Engl. von
Hans-Christian Oeser
Steidl 2024
64 S., geb., € 16,50

DIE FURCHE EMPFIEHLT WELT.NATUR.ERBE

Das diesjährige Festival La Gacilly-Baden Photo zeigt von 13. Juni bis 13. Oktober 2024 die Arbeiten von Meistern der Umweltfotografie. Bereits zum siebten Mal kann bei freiem Eintritt diese beeindruckende „Open-Air-Galerie“ in Baden und Badener Parks auf insgesamt sieben Kilometern Länge begangen werden.

La Gacilly-Baden Photo
www.festival.lagacilly-baden.photo

GANZ DICHT VON SEMIER INSAYIF

„In wörterbüchern / wunschlos suchendes blättern / blätter fallen ab / im lexikon leben / in wörterbüchern / wunschlos suchendes blättern / blätter fallen ab.“ So das erste Triplegedicht der Nummer 2 aus dem Gedichtband „Memogramme“ von Herbert J. Wimmer. „144 Tankatripels“ lautet der Untertitel und abgesehen von diesem klangintensiven Kompositum, werden wir also mit der reimlosen japanischen Gedichtform des Tanka konfrontiert. Es ist eine circa 1300 Jahre alte Kurzgedichtform in fünf Verszeilen bestehend aus 5-7-5-7-7 Silben, genauer aus 31 Moren. Wimmers Gedichte weichen allerdings davon ab und behaupten ihre eigenen Gesetze. Es sind jeweils 7-zeilige Gedichte, alle in Kleinbuchstaben und ohne Interpunktion in Tripleanordnung notiert. Soll heißen 3 x 7 Verszeilen, wobei jedes Gedicht um eine „Mittelachse“ organisiert scheint, die vierte Verszeile, sie bleibt bei allen Triplegedichten ident und stellt eine Art Spiegel- oder Rotationsachse dar.

Im dritten Triplegedicht gruppieren sich jeweils drei Verszeilen vom ersten Triplegedicht und drei vom zweiten

Dichtungsmechanik & poetische Randvermessungen

Triplegedicht um die gleichbleibende Mittelachse. So entsteht eine sprachintensive Kontemplation poetischer Wiederholungsvariationen, die mit Motivverwebungen von Natur, Sprache, Augenblicksbeobachtungen, Neologismen und ausgewiesenen Kafkazitäten als Gesamtwerk eine unheimliche Dichtungsdynamik erzeugt. Durch sprachspielerische Momente wird zusätzlich eine ironisch lustvolle Ebene hörbar, was insgesamt die hypnotische Wirkung noch verstärkt.

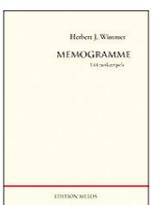
„am äußersten rand von“, lautet der Titel des noch unveröffentlichten Manuskriptes von Evelyn Bubich. Und dies weist schon darauf hin, dass das Phänomen und der Begriff „Rand“ im Zentrum der Aufmerksamkeit steht. Da heißt es im Gedicht mit dem Titel „uhrwerk“: „deine haut verträgt nicht / was mein wind in seinen fingern hält“. Die Haut also Rand einer Existenz, als Motiv einer äußersten Grenze.

Die Gedichte von Evelyn Bubich, die ungebunden, in freien Rhythmen, beinahe völlig interpunktionslos und ausschließlich in Kleinbuchstaben notiert sind, entwi-

keln an manchen Stellen mittels ungewöhnlicher Bilder assoziative Verschiebungen wie „ein stück noch / schreist du / und dein gebiss rutscht aus dem anker“. Einige Gedichte gelangen tastend bis an die Wahrnehmungsgrenzen oder Wahrnehmungsränder von Erfahrungsräumen, um diese in poetischer Haltung und mit sprachlichen Mitteln zu reflektieren. Mit ihrer akustischen Organisation von Assonanzen, Wiederholungen, End- und Binnenreimen entsteht ein ganz spezifischer Sog und Sound, zum Beispiel hörbar in den ersten Verszeilen des Gedichtes „fließen“: „fließen / flinkern / die lichter / wie gestern / gesichter / die lässt man / außen vor“.

Motive wie Vergänglichkeit, Zeit und Liebe generieren einen offenen Untersuchungsraum für die lyrischen Bewegungen unter anderem auch auf der Suche nach Identität: „ich bin, inzwischen, / die fasern meiner vorgänge / die umrisse meiner abgrenzungen“.

„ganz dicht“ stellt jeweils vor einem Dicht-Fest in der Alten Schmiede (nächstes: 20.6.2024) Lyrik vor.



Memogramme
Gedichte
Von Herbert J. Wimmer
Edition Melos
2023
168 S., geb.,
€ 24,-